

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Neben Oesterreichs hoher Politik.

Leipzig, 23. Januar.

Aus Wien wird uns geschrieben:
Die Eröffnung des Parlaments steht noch einige Zeit dahin, und die „hohe“ Politik Oesterreichs beginnt erst langsam aus ihrem Weihnachtschlummer zu erwachen. Außer einigen Kapballgereien im alldeutschen Lager, die sich an die Wiederwahl Wolfs anschließen, und deren Ende und Resultat noch nicht mit Sicherheit abzusehen sind, melden uns die Zeitungen der letzten Tage nur noch interessante Zwistigkeiten in der jungtschechischen Partei, über deren Tragweite und Bedeutung ebenfalls noch nichts Sicheres gesagt werden kann. In das Bereich der „hohen“ Politik werden nämlich von der großen Öffentlichkeit noch immer eher politische Ehebruchsaffären und juristische Finessen in der Auffassung der Sprachenfrage gerechnet als Ereignisse und Zustände schrecklicher und bedenklicher Art, die das geistige und materielle Wohl der Bevölkerung ernsthaft betreffen. Wir wollen also eine kleine Streifung abseits von der breiten Heerstraße der hohen Politik unternehmen.

Zunächst ein furchtbares Ereignis, eine Katastrophe, die nicht weniger als 43 Menschenleben kostete, der Wassereintrich in den Jupiterschacht im Brüxer Braunkohlenrevier. Die Thatfachen selbst sind ja bekannt; von Wichtigkeit ist heute nur mehr, ob die Bergwerksbesitzer eine Schuld an diesem Unglück trifft, und ob nicht auf Grund der eingeleiteten Untersuchung solche Maßregeln getroffen werden können, daß künftighin derartige Katastrophen vermieden werden. Am Tage nach dem Wassereintrich hielt Graf Coudenhove, der Statthalter von Böhmen, eine Rede, in der er in betreff einer strengen und gerechten Untersuchung alles dem bürokratischen Herkommen entsprechende peinigend versprach. Selbst Skeptiker konnten einen Moment lang sich der Hoffnung hingeben, daß die Untersuchung nicht mit jener unabänderlich feststehenden Entscheidung enden würde, mit der bisher alle derartigen Prozeduren geendigt haben. Als schuldig, durch Fahrlässigkeit die jeweilige Katastrophe — und das Brüxer Revier ist reich an solchen — herbeigeführt zu haben, werden regelmäßig diejenigen erkannt, die ihre angebliche Schuld schon mit dem Tode im Schacht gebüßt hatten. Aber länger als einen Moment konnte die Täuschung nicht währen. Die Forderung der Arbeiter, daß einige aus ihrer Mitte der Untersuchungskommission zugezogen und daß vor allem den vernommenen Bergleuten vor nachträglichen Maßregelungen staatlicherseits Garantien geboten würden, wurde nicht acceptiert. Und wie sicher sich andererseits die Bergwerksbesitzer fühlen, dafür zeugte eine Unverschämtheit, mit der einer ihrer Gewaltigen, der Berg-

rat v. Gutmann, den Kaiser, der ihn auf dem Industriellenball über die Katastrophe befragte, dahin anlog, daß in der verunglückten Grube sicherlich alle Vorsichtsmaßregeln getroffen gewesen wären und daß überhaupt die Unfallverhütungsmaßregeln Oesterreichs den Deutschen, Engländern und Belgiern zum Muster dienten! Herr v. Gutmann hat das Urteil also bereits gesprochen; die bergamtliche Kommission hat nur mehr die Begründung dazu zu liefern.

Neben dieser Katastrophe haben wir zweier Erklärungen Erwähnung zu thun, die zwar zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten abgegeben wurden, die aber das eine miteinander gemein haben, daß sie Schäden schwerer Art aufdecken. Das eine Mal war es eine Erklärung des Ministerpräsidenten im Budgetausschuß, das andere Mal ein Memorandum, das die philosophische Fakultät der Universität Wien dem Obmann des Budgetausschusses überreichte.

Herr von Koerber erklärte nämlich auf eine Anfrage des Genossen Bernerstorfer nicht nur, daß die Theaterzensur aufrecht erhalten bleibe, sondern er lobte sie auch über den grünen Klee. Die große Rolle, die die Theaterzensur im Vormärz in Oesterreich spielte, ist heute noch unvergessen; ein großer Teil der Erbitterung gegen das „System“, so nannte man damals merkwürdigerweise die Metternichsche Systemlosigkeit, richtete sich gegen die Censur, gegen die Preß- und gegen die Theaterzensur. Das Jahr 1848 ist vorübergegangen, die Verfassungen kamen und wurden gestangen; die Censur in beiden Formen ist geblieben. Der einzige Unterschied gegen früher besteht darin, daß das Preßunrecht heute gerichtsordnungsmäßig verübt wird, während die Knebelung der Theater nach wie vor auf administrativ-polizeilichem Wege vor sich geht. Nicht einmal die Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof — wie in Preußen — ist bei uns möglich. Dieser rechtlose Zustand wirkt um so erbitternder, als die Censur gerade dort, wo zur Not noch ein öffentliches Interesse an ihrer Aufrechterhaltung behauptet werden könnte, nämlich in betreff der segnerischen Schamlosigkeiten und schmutzigen Joten, vollständig versagt. Halbes Jugend dagegen konnte jahrelang nicht, Hauptmanns Weiber können heute noch nicht öffentlich aufgeführt werden. Herr v. Koerber aber erklärte, daß die Theaterzensur ein gutes Schutzmittel gegen die Ausschreitungen „excessiver Federn“ sei, ein Wort, das nicht nur der politischen Censur, sondern sicherlich auch einer sprachlichen Censur unterworfen werden müßte. Federzettel werden momentan fast ausschließlich von den journalistischen Anhängern Koerbers in österreichischen und reichsdeutschen Zeitungen begangen. Vielleicht hat sie dieses Wort ihres Herrn und Meisters etwas zur Besinnung gebracht.

Weinige so alt wie diese Verhältnisse sind aber auch die Mißstände, über die sich die erwähnte Denkschrift beklagt. Der entschiedene Ton allerdings, in dem sie abgefaßt ist, ist leider erst neuesten Datums. Es genügt, an irgend welchen beliebigen Stellen einige Sätze herauszugreifen. Nach einer eingehenden Darlegung der schlechten Besoldungsverhältnisse der Wiener Professoren, die zur Folge haben, daß nicht nur ausländische Gelehrte, sondern selbst inländische, die an kleinen Universitäten lehren, eine Berufung nach Wien ablehnen. „Der Mangel eines ausreichenden Einkommens bildet aber nicht den einzigen Grund der vielen Schwierigkeiten; einen kaum minder wirksamen erblickt die Fakultät in dem mangelhaften Zustande fast aller ihrer Institute und Laboratorien. Das beste unter den Instituten ist das chemische; trotzdem kann dieses mit einem modernsten Institute des Auslandes nicht konkurrieren. Nach 58 Jahren hat man für das physikalische Institut noch kein passendes Gebäude hergestellt, und das Institut bezieht heute dieselbe Dotation wie vor 53 Jahren. Die Räume der Universitätsbibliothek sind bereits unzureichend, der Bibliothek fehlt nicht nur ein Realkatalog, sondern auch ein ordentlicher Nachschlagkatalog. Der Sternwarte fehlen die nötigsten Apparate für die astrophysikalische Forschung, und sie bleibt daher von dem Wettbewerb auf den jetzt aktuellen Gebieten ausgeschlossen.“ An einer anderen Stelle: „Die Errichtung großer wissenschaftlicher Institute wird von den Finanzbehörden als eine mehr oder minder überflüssige Sache angesehen.“ Wieder anderswo: „Es bleibt eine schwere Schuld der Regierungen der letzten Jahrzehnte, daß sie es nicht erstrebt oder vermocht haben, der Wissenschaft in allen maßgebenden Kreisen die ihr gebührende Achtung zu erreichen; erst wo diese fehlt, fehlen auch die Mittel. . . . Kann sich der Staat dazu nicht entschließen oder das Geld nicht dafür aufbringen, dann muß er darauf verzichten, eine Universität ersten Ranges zu besorgen und kann sich die Mühe von Berufungen erster Kräfte ersparen.“

Das ist eine ernste und freie Sprache, für die die Professoren das höchste Lob verdienen. Endlich begreifen sie einzusehen, wo ihre erste politische Aufgabe liegt. Nicht im bloßen Bekennen eines phrasenhaften, weil von allen wirtschaftlichen Interessen losgelösten Liberalismus, nicht im Sammern über ein geplantes Konkurrenzunternehmen, die katholische Universität in Salzburg, sondern im mutigen Erstreiten zunächst aller anderen Hilfsmittel der modernen und so weit als möglich freien Forschung. Auch daß sie sich mit Umgehung der ewig lägenhaften, weil falsch versprechenden Hofräte im Unterrichtsministerium direkt an den Budgetausschuß wenden, ist anerkennenswert. Für die

Seuilleton.

Verfaßt von Mathilde Mann.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Unterhalb der Gärten, am Fjord entlang, lief ein geschmückter und gewundener Spaziersteig, kiesbedeckt und eben und von breitkronigen Linden überschattet.

Das war die feinste Promenade der Stadt.

Wenn man an Sommersonntagen in der Kirche gewesen und Gott gegeben hatte, was Gottes war, so eilte man mit den Gesangbüchern nach Hause und wanderte dann den Spaziersteig entlang, um die Beine ein wenig zu bewegen und sich etwas Motion vor dem Mittagessen zu machen.

Die Beine bewegen, ja; und die Augen und den Mund ebenfalls!

Denn diese oder jene kleine Evastöchter paradierte ja gern mit einem Hut oder einem Umhang, dessen Schnitt, Befatz und Farbe bisher nicht im Städtchen erblickt war.

Und wenn der neue Hut dann vorbeistolzte, oder der revolutionäre Umhang, im Winde flatternd, unkeusch sein buntes Seidenfutter zeigte, da flackten alle die vorjährigen Kopfbedeckungen und Umhänge und alle die mit Lafting gefütterten Joden die Köpfe zusammen und fangen ein Lied, das sehr wohl dem Gesangbuch hätte einverleibt und unter die Rubrik „Lod und Verdammnis“ aufgenommen werden können!

Über acht Tage später wimmelte die Promenade von epochemachenden Hüten und seidenknitternden Sommerjacken.

Auch an warmen Abenden, wenn der Wind schlafen gegangen war und die Sonne hinter den Hügel und Wäldern jenseits des Fjordes versank, wanderten die guten Männer und Frauen der Stadt unter den duftenden Linden, während die Vögel ihr Abendlied sangen und die weiße Kirche hoch oben über den niedrigen Dächern des Städtchens wie Schnee und Marmor schimmerte.

Es war an einem solchen Abend. Und der Kies knirschte unter den Füßen der Spaziergänger.

Da ging Frau Stadtkassierer Lassen mit Frau Redakteur Heilbunth, „die Siamfischen“ nannte man sie. Und da ging Pastor Engelhardt mit seiner kleinen spitznäsigen Frau, die seinen Verkündigungen die Würze verlieh. Und der athletische Bäckermeister Windberg, dessen Mamsells in der Regel Zwillinge bekamen, ging dort. Und der Küster Klär mit seiner Haushälterin. Und Materialwarenhändler Niebense und Holzhändler Kühle und die Massenlotteriekollektrice Brandstrup und noch viele andere. — Und auf der Bank, die mit dem Rücken nach Kreisarzt Smiths Garten stand, saß Oberlehrer Clausen, der unglücklicherweise der alten Clivia Nejerjen, der Schwefter des Bürgermeisters, in die Arme gelaufen war.

Sie war stotternd, das Fräulein Olivia Nejerjen, und jedesmal, wenn der Oberlehrer eine ihrer zahlreichen Fragen beantwortete wollte, mußte er sich zu ihr herabbeugen und aus voller Kraft seiner Zunge in ein ungeheures Waldhorn von Hörrohr tuten, das sie mit

einer unglaublich geschwinden kleinen Bewegung in ihr linkes Ohr pflanzte.

Oberlehrer Clausen war der einzige der „Fressfäcke“, der sich jemals herabließ, die Promenade zu besuchen.

„Wer kommt denn da?“ fragte Fräulein Nejerjen.

— „Die mit den roten Federn!“

„Das ist Frau Oppermann!“ brüllte der Oberlehrer in das Waldhorn.

„Was sagen Sie, Herr Clausen?“

„Frau Oppermann!“

„Ach so, — die Hebamme?“

„Nein! Sie hat eine Buchhandlung!“

„So? Wie heißt denn die Hebamme?“

„Frau Fredriksen!“

„So, also das ist Frau Fredriksen! Ich kann die beiden Damen nie auseinander halten.“

„Nicht?“

„Was sagen Sie?“

„Nicht?“

„Nein, wahrhaftig nicht! Großartia, wie sie sich herausgeputzt hat!“

„Ja!“

„Was sagen Sie? Sie müssen lauter sprechen!“

„Ja—a—a!“

Frau Oppermann schritt grüßend und sich verneigend durch die Menge. Ihr folgten ihre fünf Kinder, drei Mädchen und zwei Knaben, allerliebste und chic in Kleidung und Schuhwerk.

Jedes Gespräch verstimmt, wo sie vorüberglitt. Die Augen der Männer strahlten. Aber die Lippen der Frauen wurden stramm.

„Famozes Weib!“ sagte Holzhändler Kühle und puffte